(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung.

Nr. 250 — Donnerstag, den 24. Oktober — 1901

Sanitätsdienst im modernen Kriege.

Aus Tübingen wird geschrieben: Im Anschluß an eine auf dem hiesigen Exercierplatz abgehaltene große Gefechts- und Sanitätsübung hielt der bekannte Chirurg Prof. Dr. Küttner eine bemerkenswerthe Ansprache an die versammelten Sanitätsleute der Kolonnen Stuttgart, Eßlingen, Reutlingen, Nürtingen und Tübingen. Auf Grund seiner Erfahrungen in drei Feldzügen (in der Türkei, in Südafrika und in China) führte er u. a. aus: Das moderne Gefecht habe durch die Einführung des rauchlosen Pulvers eine bedeutende Aenderung gegen früher erfahren. Ehemals bildete der Pulverdampf doch einen gewissen Schutz für die Kämpfenden, während jetzt über einem Schlachtfeld nur ein leichter Dunst lagere, und selbst dieser fehle bei Wind und Regen. Mit unheimlicher Klarheit sehe man im modernen Gefecht jeden einzelnen Mann. In Südafrika sei es öfter vorgekommen, daß Leichtverwundete im ersten Chok der Verletzung aufgesprungen seien, um zum Verbandplatz zu laufen, aber im nächsten Augenblick, von mehreren Geschossen getroffen, niedergesunken seien. Deshalb habe es sich auch in Südafrika, in dem „lehrreichsten“ der jüngsten Feldzüge, als unmöglich erwiesen, mit dem Krankenträgerdienst noch vor Beendigung des Kampfes zu beginnen. Etliche Male sei versucht worden, schon während des Gefechts einzugreifen, z. B. in der Schlacht am Paardeberg: das Ergebniß sei gewesen, daß in kürzester Zeit drei Aerzte und eine Reihe von Krankenträgern niedergeschossen wurden. Meist habe der Krankenträgerdienst erst gegen Abend, am Ende des Gefechts beginnen können, und da sei er dann wegen der Dunkelheit recht schwierig gewesen. Nach dem Kampf bei Jakobsdahl habe man bis 4 Uhr Morgens thätig sein müssen, weil es bei dem Regen und der Dunkelheit so außerordentlich schwierig war, die Verwundeten aufzufinden, zumal die Khakiuniform in ihrer Farbe sich dem Erdboden so anpaßt und viele Verwundete aus Furcht vor marodirenden Kaffern sich hinter Steine und Gestrüpp verkrochen. — Küttner besprach dann noch, wie wichtig es sei, daß das Sanitätspersonal auf dem Schlachfeld mit größter Vorsicht walte. Der erste Verband sei oft für das Schicksal des Verwundeten entscheidend.

Ein Magus des Nordens.

Skizze zum 300. Todestage Tycho de Brahe's, 24. Oktober*).

Von Dr. Hans Braune.

(Nachdruck verboten.)

Alle Welt weiß, daß Tycho de Brahe ein großer Astronom war, daß er zu den Bahnbrechern der modernen wissenschaftlichen Astronomie zählt, daß seine Planetenberechnungen die Grundlage bildeten, auf der sein Schüler und Nachfolger Kepler eine neue Auffassung der Gesetze des Kosmos aufbauen konnte. Aber Tycho de Brahe war mehr. Er war eine mächtige Persönlichkeit, die überall, wo sie wirkte, neues Leben aussäte. Er war ein tiefdringender Geist, der seiner Zeit weitaus voreilend, eine Fülle durchaus moderner Ideen entwickelte und zur Anwendung brachte. Er ist nicht eine jener sozusagen abstrakten Gelehrtengestalten, die wir uns nur rekonstruiren können, indem wir uns die Ergebnisse ihrer Arbeit vergegenwärtigen, sondern wir können ihn in der Fülle seines Wirkens, in der herben Größe seines Charakters und auch in seinen Mängeln unmittelbar erkennen. Zu dem wissenschaftlichen Interesse, das wir dem Manne entgegenbringen, gesellt sich die menschliche Theilnahme.

Schon die Anfänge seiner Entwickelung waren ungewöhnlich. Er entstammte einer altadeligen Familie Dänemarks, deren Familiensitz Knudstrup, der Geburtsort Tycho's, übrigens in der (damals dänischen) Provinz Schonen lag. Für einen Mann dieser Abkunft war es damals höchst unpassend und niedrig, „Sterngucker“ zu werden, und Niemand dachte anders, als daß Tyge (denn so wurde er gerufen) einmal Diplomat oder etwas Aehnliches werden sollte. Aber seit der vierzehnjährige Knabe die partielle Sonnenfinsterniß am 21. August 1560 beobachtet hatte, war sein Geist für die Wunder des Himmels begeistert. Das Göttliche, das darin lag, „daß man die Bewegungen der Gestirne so genau zu erkennen vermochte, um lange vorher ihre gegenseitigen Stellungen bestimmen zu können,“ erfüllte ihn mit dem brennenden Wunsche, in diese geheimnißvolle Zauberwelt einzudringen. Und nun ist die hartnäckige Energie merkwürdig, mit der der junge Mensch an seinem Ziele festhält. Man schickt ihn mit einem streng instruirten Hofmeister nach Leipzig, um dort Jus zu studiren; aber nachts, wenn der Hofmeister schläft, kriecht Tycho aus dem Bette und stellt mit primitiven Instrumenten Beobachtungen an. Seine Fortschritte sind staunenerregend; schon nach drei Jahren hatte er seine eigentliche Lebensaufgabe erkannt: die Bestimmung der festen Standplätze der Fixsterne und des Ganges der Planeten zwischen ihnen und der Erde. Dieser Beharrlichkeit kann endlich sein Pflegevater Jörgen Brahe nicht widerstehen und unmittelbar vor seinem Tode (Juni 1565) giebt er Tycho die Einwilligung zu seiner Berufswahl. Aber die Verachtung der Standesgenossen ward dadurch nicht gebrochen, und so mag Tycho den wenig erquicklichen Verhältnissen im Vaterlande gern den Rücken gekehrt haben. Er ging auf Studienreisen nach Deutschland, nach Wittenberg, Rostock, Basel, Augsburg. In die Zeit dieser Wanderjahre fällt vermuthlich seine entscheidende Geistesentwickelung, fallen auch seine ersten Erfolge, wie die Voraussage des Todes Solimans anläßlich der Mondfinsterniß vom 28. Oktober 1566. Denn damals glaubte Tycho noch an die Astrologie, die er später wohl preisgegeben hat. Er glaubte an sie auf Grund einer Gesammtauffassung des Lebens, der man die Großartigkeit nicht absprechen kann. Ganz vorzüglich hat Troels-Lund in seinem überaus anziehenden Buche „Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten“ (Leipzig, B. G. Teubner), das auch ein geistreiches Lebensbild Tycho's enthält, diese in den Ideen des Paracelsus wurzelnde Anschauung charakterisirt. Er sah in der Chemie die Schwesterwissenschaft der Astronomie. „Durch die Kenntniß vom Laufe der Sterne kann man das Leben in seinem Werden verfolgen, vom äußersten ungeheuren Weltenrade an, das durch Gottes Willen in Gang gesetzt wird, bis herunter zum Stempelschlage jeder einzelnen Sekunde, der sterngeleitet und schicksalssicher jede Frucht prägt, welche unter ihm geboren wird.“ Der Mikrokosmus giebt den Makrokosmus, der Makrokosmus den Mikrokosmus wieder. „Die Astronomie sieht die Tropfen, wie sie aus den vollen Schaalen von oben, dicht zum Strome vereinigt, während des Falles auseinander gleiten. Die Chemie sieht sie von unten, wie sie, in brausenden Schaum aufgelöst, getrennt wieder nach oben streben.“

Aus diesen Gedankengängen heraus werden wir es verstehen, warum Tycho nachdem er das Familiengut geerbt hatte, sich gegen zwei Jahre auf dem Hofe Herreswald, unweit Knudstrupp fast ausschließlich, mit chemischen Studien befaßte. Nicht die sieben Planeten, sondern die sieben Metalle sollten ihm das Geheimniß des Lebens erschließen. Aber die Astronomie rief ihn auf eine beinahe wunderbare Weise wieder zu sich. Am Abend des 11. Novembers 1572 von seinem Laboratorium über den Hof nach dem Hauptgebäude schreitend entdeckte er bei einem Blicke auf den wolvertrauten Sternenhimmel einen neuen Stern im Bilde der Cassiopeia. Genaue Beobachtungen bestätigten die Entdeckung, und wenn auch der Stern von anderen Beobachtern gleichfalls gesehen worden war, so waren doch Tycho's Berechnungen und Beobachtungen über ihn weitaus die genauesten und der Entdeckerruhm fiel mit Recht ihm zu. Man begann jetzt in Dänemark selbst ihn mehr zu beachten und er wurde zu Vorlesungen in Kopenhagen eingeladen. In diesen Vorlesungen zeigte er sich zugleich als einen exakten Beobachter und als eine Dichterseele. Jener Schwung der Phantasie, ohne den selbst das Werk des größten Gelehrten ohne Adel und ohne Leben bleibt, — er ging Tycho keineswegs ab.

Trotz dieser Ehrung aber richtete er sein Augenmerk mehr und mehr aufs Ausland. Noch hatte ihm ja das Vaterland keine feste Wirkungsstätte geboten und seine Standesgenossen ließen ihn ihre Mißachtung nur noch tiefer fühlen, seitdem er ein Mädchen aus dem Volke (eine Pfarrerstochter oder ein Bauernmädchen aus der Knustruper Gegend) zu seiner Lebensgefährtin erwählt hatte. Schon war er am Werke, sich an der Baseler Universität zu habilitiren, als endlich der Ruf Friedrichs II. von Dänemark an ihn erging und den Gelehrten mit der Insel Hven belehnte.

Diese Insel etwa halbwegs zwischen Kopenhagen und Helsingör im lieblichen, blauen, stets belebten Oeresund gelegen, wurde nun für 20 Jahre Tycho's Reich und dank der reichlichen Unterstützungen des Königs stieg dort schnell ein wundersamer Bau mit Thürmen, Mauern und Kuppeln, mit Wächtergräben und tiefen Kellern empor: Schloß Uranibory, der Tempel der neuen Wissenschaft. Es war in den Formen der Renaissance gehalten, die damals in Dänemark noch ungewöhnlich waren, und hat dadurch sogar eine gewisse kunstgeschichtliche Bedeutung gewonnen. Ueberhaupt verdient es Beachtung, daß Tycho allem, was er schuf, auch einen entschieden künstlerischen Stempel aufdrückte. Er stattete sein Haus schön aus, schmückte es mit Inschriften und Bildern und sorgte bei den kostbaren neuen Instrumenten für kunstvolle Ausgestaltung. Man sieht: er war eben keine trockene Gelehrtennatur, sondern ein echt künstlerischer schöpferischer Geist. Und ein überaus reges Leben herrschte bald auf der stillen Insel im Sund. Da forschte Tycho mit seinen Assistenten dem Gange der Gestirne nach und errichtete, um in seinen Beobachtungen ganz ungestört zu sein, das unterirdische Schloß Stjerneborg; da wurden Heilmittel gegen Krankheiten und Plagen ersonnen, ausgedehnte Obstkulturen sorgsam betrieben, wurde ein Brunnen angelegt, aus dem das Wasser mittels Röhren durch das ganze Haus geleitet wurde. Eine Buchdruckerpresse ward aufgestellt Fischteiche wurden eingerichtet. Kranke, Gelehrte, selbst Fürsten, wie Friedrich II. von Dänemark und Jakob I. von England, suchten Hven auf. Und wenn man Tycho's Schöpfung daselbst recht betrachtet, so muß man in ihr nicht mehr und nicht weniger als eine Akademie der theoretischen und praktischen Naturwissenschaften erblicken, bei der der Bann theologischer Zwingherrschaft, der damals noch auf allen Universitäten lastete, völlig abgeschüttelt war und im höchsten Sinne eine freie Forschung betrieben wurde. „Eine Schule für erwachsene, denkende Menschen“ nennt Troels-Lund Tycho's Werk mit recht; es war das Werk eines den Jahrhunderten voraneilenden Genius.

Freilich ist nicht zu verschweigen, daß Tycho bei diesem Werke anscheinend ziemlich rücksichtslos vorging. Er mag wohl überhaupt eine herrische, selbstbewußte Natur gewesen sein, wie man ja das gerade bei schöpferischen Geistern so oft findet. Jedenfalls haben sich die Bauern von Hven wiederholt darüber beklagt, daß er sie mit zu viel Arbeit belaste; inwieweit sie hierin Recht hatten oder aus altem Bauerntrotz und Bauernträgheit handelten, ist heut nicht mehr zu entscheiden. Als aber Friedrich II., Tycho's Gönner, gestorben war, bildeten diese bäuerlichen Beschwerden das erste Gericht, das gegen Tycho in die Wagschale fiel. Andere Momente kamen hinzu: die Kostspieligkeit des Astronomen von Hven, der allerdings ganz als Grandseigneur im großen Stile arbeitete; die immer wachsende Abneigung der Kirche und Universität gegen diesen Mann, der die Wissenschaft aus dem Joche der Kirche losriß und sich selbst der Kirche gegenüber auffallend gleichgültig verhielt; endlich das Mißtrauen der Krone selbst gegen einen Mann, dessen ganzes Betragen und Wirken auszudrücken schien, daß er sich auch für einen König erachte. Als aus dem Rathe des jungen Königs Christian IV. die Freunde Tycho's weggestorben waren, kam es zum Bruche, und gleichsam im Handumdrehen war aus dem Herrn von Hven ein Flüchtling in Rostock geworden.

Der letzte Akt seines Lebens hat sich dann bei und in Prag abgespielt, wohin ihn Kaiser Rudolf II., der große Freund der Wissenschaften und der Astronomie im besonderen, berief. Aber dieser Akt war nur noch ein Epilog, denn schon nach wenigen Jahren rief den erst 55jährigen Mann ein jäher Tod aus dem neuen Wirkungskreise ab. Doch auch hier erkennen wir sogleich Tycho ganz wieder. Wieder versucht er, das vom Kaiser ihm angewiesene Schloß Benatek (nordöstlich von Prag) in großartigem Stile für seine Zwecke auszugestalten, um das Werk von Hven hier, in der Nachbarschaft einer altehrwürdigen Pflegstätte der Wissenschaft, neu und umfassender fortzusetzen; wieder geräth er wegen seiner Geldansprüche in mannigfaltige Reibungen; wieder erkennen wir die autokratische Natur in ihm, die wohl anderen Persönlichkeiten leicht zu nahe trat. So scheint es besonders auch mit seinem Assistenten Johannes Kepler gegangen zu sein, der freilich im Bewußtsein seines Werthes den Anspruch auf eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung neben Tycho erhob. Doch hatten sich die beiden Männer ineinander geschickt und bereits werthvolle Ergebnisse erzielt, als Tycho's Tod Kepler zum Testamentsvollstrecker des Meisters machte.

In der malerischen Teynkirche am Markte zu Prag hat der dänische Edelmann seine letzte Ruhestätte gefunden. „Ich hoffe, nicht vergebens gelebt zu haben,“ soll er im Todeskampfe wiederholt ausgerufen haben. Diese Hoffnung ist nicht zu Schanden geworden. Wohl hat sein Weltsystem dem des Coppernicus weichen müssen; aber noch bis zum heutigen Tage ehrt in ihm die Astronomie den großen Bahnbrecher unseres Wissens über die Planeten, die Menschheit aber einen wahrhaft freien, großen und schöpferischen Geist, der ein reines und hohes Ideal der Wissenschaft Jahrhunderte, bevor es seine Mitmenschen erfaßten, zu verwirklichen strebte.

*) Wenn von manchen Seiten der 13. Oktober als Tycho's Todestag angegeben wird, so ist dabei die Abweichung des alten vom neuen Kalenderstil nicht berücksichtigt. Nach unserer Zeitrechnung starb Tycho am 24. Oktober.

Der Kampf um die Heirath.

Ein seltsamer Liebesroman, ganz nach dem Muster von Wilkie Collins, spielt sich augenblicklich in der schottischen Hauptstadt Edinburg ab — oder doch wenigstens das Schlußkapitel. Er begann vor einiger Zeit in Belfast in Irland, wo der reiche und vornehme Leutnant Richard William Francis Cecil, Enkel des verstorbenen Marquis von Exeter, sich in die bildhübsche und wohlerzogene Tochter eines Versicherungsagenten, Miß Jessie Bain, sterblich verliebte und sie mit Genehmigung ihrer Eltern zu heirathen beschloß. Den Plänen der liebenden, jungen Leute stellten sich jedoch, wie üblich, schwere Hindernisse in den Pfad. Leutnant Cecil ist minorenn und ein Mündel des Vormundschaftsgerichts in London, wodurch dem hochwohllöblichen Gerichtshof nach gutem, altem englischen Zopf allerhand mittelalterliche Verfügungsrechte über die Person des Betreffenden zustehen. Nachdem der Leutnant es glücklich so weit gebracht hatte, daß in einer Kirche in Belfast das Aufgebot seiner Ehe mit Jessie Bain erlassen worden war, trat seine Mutter, Lady Cecil, dazwischen und erlangte eine Verfügung des Vormundschaftsgerichts, welche die Ehe verbot. Damit endete der Versuch des jungen Paares, in Belfast zu heirathen — nicht aber ihr unerschütterlicher Entschluß, die Trauung dennoch zu erlangen. Zu diesem Zwecke begaben sie sich mit dem Vater der Braut nach Edinburg. Doch die böse Mutter entdeckte ihre Spur, und ehe die Ehe stattfinden konnte, wurde den beiden Verlobten sowohl wie Mr. Bain eine neue Verfügung des Vormundschaftsgerichts formell zugestellt, welche bei Gefängnißstrafe die Ehe verbietet und jedermann untersagt, seine Hilfe dafür zu leihen. Ja, der gestrenge Gerichtshof verbietet sogar den beiden Liebenden jedweden Verkehr mit einander — ebenfalls bei Vermeidung von Kerker! Und dennoch dürfte diesmal die Liebe und Tugend gegen Haß und Geldgier triumphiren. Der Arm des englischen Vormundschaftsgerichts hat in Schottland keine Schrecken — seine Befugnisse reichen nicht über die schottische Grenze. So hat denn das Aufgebot in Edinburg ohne Rücksicht auf das Verbot des Londoner Vormundschaftsgerichts stattgefunden, und die Trauung ist, nach Erledigung aller vorgeschriebenen Formalitäten, gemäß den bisherigen Arrangements auf nächste Woche festgesetzt. Falls sie, wie man erwartet, ungestört stattfinden wird, so ist die Ehe giltig, und das Londoner Vormundschaftsgericht hat keinerlei Machtbefugniß, die angedrohten Strafen zu vollstrecken, so lange das junge Paar in Schottland bleibt. Die Mutter des Leutnants und ihre Helfershelfer sind aber noch immer fest entschlossen, die Ehe zu verhindern, gleichviel durch welche Mittel. Sie sind so scrupellos, daß man jetzt die gewaltsame Entführung des Bräutigams besorgt. Um diese schwarzen Pläne zu verhindern, hält der junge Heirathslustige sich vollständig verborgen, und niemand außer Miß Jessie Bain und deren Vater wissen, was aus ihm geworden ist und wo er weilt. Erst beim Glockenschlag der anberaumten Trauung wird er an Ort und Stelle erscheinen, um die Geliebte heimzuführen. Diesem Akte sieht man naturgemäß mit der größten Spannung entgegen.

Kunst und Wissenschaft.

Eine freie russische Hochschule in Paris. Unter diesem Namen wird in den nächsten Tagen in Paris eine Hochschule eröffnet werden, für die bereits namhafte russische Professoren, so der Historiker Kareieff, der Biologe Metschnikoff, der Jurist und Soziologe Kowalefski, der Culturhistoriker Midulkoff, der Nationalökonom Tugan-Barnofski und andere gewonnen sind. Die Vorlesungen werden mit wenigen Ausnahmen in russischer Sprache gehalten werden und sich auf sämmtliche Gebiete der Sozialwissenschaften und allgemeinen Naturwissenschaften beziehen. Alle genannten Professoren hatten noch vor kurzem in Rußland selbst Lehrstühle inne, die ihnen wegen „regierungsfeindlicher Tendenzen ihrer Lehrthätigkeit“ entzogen worden sind. Die „russische Hochschule“ ist vorzugsweise auf die große russische Kolonie in Paris berechnet und sucht unter anderem dem zu erwartendem Zudrang der von den russischen Universitäten relegirten Studenten nach dem Auslande entgegenzukommen. Der Lehrplan kündigt innerhalb des Gesetzes der französischen Republik vollständige Lehrfreiheit an. Die Initiative der russischen Professoren und die wohlwollende Unterstützung von Privatpersonen sichern der Sache den Erfolg. Einzelne Versuche, die bereits vor kurzer Zeit von manchen Professoren gemacht wurden, fanden überall begeisterte Aufnahme.

— Muskelthätigkeit und Verdauung. Es ist bekannt, daß eine starke körperliche Thätigkeit kurz nach einer Mahlzeit die Verdauung stört und selbst aufheben kann. Die geistige Arbeit kann dieselbe Wirkung hervorbringen. Umgekehrt vermindert aber auch die Arbeit der Verdauung die seelische Thätigkeit in allen Formen. Der französische Forscher Félé hat interessante Experimente angestellt, um zu ermitteln, in welchem Verhälnis die Verdauungsarbeit die Muskelthätigkeit herabsetzen kann. E hat gefunden, daß diese Herabsetzung viel beträglicher warr

als man es ahnen konnte. Im Verlaufe der ersten Stunde, die dem Einnehmen der Mahlzeit folgt, erreicht die ohne Ermüdung ausgeführte Arbeit kaum die Hälfte der im nüchternen Zustande vollbrachten Arbeit; aber die Verminderung wird von Beginn bis zum Ende dieser ersten Stunde ständig größer. Von ungefähr 75 Procent in den ersten zehn Minuten fällt die Arbeitsleistung von der 45 bis zur 60. Minute bis auf 10 Procent. Der Einfluß der Würze und der Reizmittel, wie Tabak Alkohol, macht sich in einer sehr deutlichen Art bemerkbar, indem er die Ermüdung beseitigt, aber nur für eine sehr kurze Zeit, die niemals zehn Minuten überschreitet; nachher erscheint die Müdigkeit wieder, und zwar stärker, als sie es ohne diese vorübergehende Erregu ng gewesen wäre.

Vermischtes.

Die Erziehung der Roosevelts. Ein New-Yorker Correspondent schreibt: Archibald Roosevelt, siebenjährig, Präsidentensohn," besucht seit Anfang Oktober die öffentliche, freie (Bürger)-Schule in Washington Aus der Liste seiner Klassenkameraden seien genannt: Victor Schulz, Bäckerssohn, Else Meneely, Schankwärterstochter, Else Linch, Conditorstochter, Frank Morrison, Todtengräberssohn, John Eyler, Sohn des Kutschers eines Bekannten des Präsidenten und Abraham Cohn, Schneiderssohn. In ähulich waschecht amerikanischer und für die neue Welt zweifellos gesunder Schulatmosphäre ist der Präsident selbst, wie sein ältester Sohn, erzogen worden, obwohl die Roosevelts, eine der ältesten amerikanischen Familien, um ihr Land verdienstvollsten, und wenn auch nicht reich, doch selbst für neuweltliche Verhältnisse seit Generationen absolut unabhängig wohlhabend sind. Später kommt natürlich die Universität; aber zunächst will Herr Roosevelt augenscheinlich seinen Jungen dieselbe harte Schule zukommen lassen, die er zu seinem Vortheil durchgemacht. Der spätere Cowboy aus Neigung und große Nimrod war, als er in New York vor über 30 Jahren die Schule besuchte, schwächlich und trug eine Brille. Die Mitschüler nannten ihn „specs" (deutsche Jungens sagen Brillenaffe) und verprügelten ihn weidlich. Es giebt noch New Yorker und Mitbesucher der Mellenschule, die sich erinnern, wie „specs" aus Freude die ganze Klasse mit Bonbons und Sodawasser regalirte, als es ihm nach mehrjährigem, vergeblichen und schmerzhaften Bemühen endlich gelang, auch seinerseits einen Mitschüler zu verhauen.

Zurücknahme ärztlicher Approbation. In einem in der Rheinprovinz erscheinenden größeren Preßorgan empfahl sich der praktische Arzt Dr. D. Damen zu diskreter Behandlung. Es wurde ermittelt, in welchem Sinne die Thätigkeit des Arztes gemeint war, und da diese gegen das Strafgesetz schwer verstoßen würde, erhob die Staatsanwaltschaft auf Grund des § 49 a des Strafgesetzbuches Anklage gegen Dr. D. Die Strafkammer des Landgerichts gelangte zu einer Verurtheilung des Angeklagten zu acht Monaten Gefängniß. Außerdem wurden ihm die bürgerlichen Ehrenrechte für die Dauer von zwei Jahren aberkannt. Damit war die bedauerliche Verirrung des Arztes noch nicht ausreichend gesühnt. Die Polizeibehörde erhob auch Klage beim Bezirksausschuß auf Zurücknahme der Approbation während der Dauer des Verlustes der bürgerlichen Ehrenrechte. Der Beklagte bat um Nachsicht, da er eine große Familie zu ernähren habe, und versprach fortan seinen Beruf auf das gewissenhafteste auszuüben; der Bezirksausschuß entsprach aber dem Antrage der Polizeiverwaltung, da die That des Angeklagten die volle Strenge des Gesetzes herausfordere. Dr. D. machte noch durch Einlegung der Berufung den Versuch, dem harten Schicksal zu entgehen; der dritte Senat des Oberverwaltungsgerichts erachtete aber den Standpunkt des Bezirksausschusses für durchaus zutreffend und erkannte auf Bestätigung der Vorentscheidung.

Lustiger Krieg in einem Pariser Mode-Restaurant. Man erinnert sich des Staatsstreiches mit dem der Administrator des Pariser Figaro sich vor einigen Monaten gegen den Beschluß der Generalversammlung im Besitze des Blattes behauptete. Einen ähnlichen Staatsstreich hat Sonnabend der berühmte Restaurateur Paillard ausgeführt, nur daß die Sache noch lustiger verlief. Die Actiengesellschaft „Paillard et Marie" besitzt zwei große, elegante Restaurants. Das eine auf dem Boulevard de Straßbourg, das andere auf dem Boulevard des Italiens, und Paillard ist der Director des seinen Namen tragenden Unternehmens. Vor einigen Tagen hatten aber die Actionäre in einer General-Versammlung die Entlassung von Paillard beschlossen und kamen Sonnabend Vormittag in das Restaurant Boulevard de Straßbourg, um Herrn Paillard zu entfernen. Paillard, dem das gesammte Personal gehorcht, zeigte nicht die geringste Lust, sich absetzen zu lassen; seine Kellner fragten die „Gäste" sehr eindringlich nach ihren Wünschen, und dem Aufsichtsrathe, den Actionären blieb nichts anderes übrig, als bei einem vorzüglichen Dejeuner, das sie natürlich bezahlen mußten, die weiteren Schritte gegen Paillard zu berathen. Indessen kam der Nachmittag heran. Man ging und begab sich in das zweite Restaurant Boulevard des Italiens, um dort Herrn Paillard den Eintritt zu verweigern. Paillard aber betrat durch den Kücheneingang sein Lokal und die Posse des Vormittags begann aufs Neue. Eine stattliche Schaar von Kellnern, Hausknechten und Kellnerburschen wurde discret sichtbar, die Herren Aufsichtsräthe und Actionäre wurden gefragt, was sie wünschten und, um nicht zum Gelächter der Kellner zu werden, dinirten sie ebenso vorzüglich und theuer auf dem Boulevard des Italiens, wie sie auf dem Boulevard de Straßbourg gefrühstückt hatten. Nunmehr soll der Proceß zwischen Actionären und Director vor dem Handelsgerichte ausgetragen werden. Die Sache wird dann jedenfalls „trokkener" verlaufen.

Eine sächsische Ehestatistik. Im Jahre 1890 wurden im Königreich Sachsen insgesammt 38 960 Ehen geschlossen. Von den Eheschließungen war der Bräutigam in 34 614 Fällen vorher ledig, in 3 788 verwittwet und in 518 geschieden; die Braut war in 36 124 Fällen ledig, in 2229 Fällen verwittwet und in 627 Fällen geschieden. Es gingen demnach mehr geschiedene Fauen als geschiedene Männer, aber mehr Wittwer als Wittwen eine neue Ehe an, Von den Männern heiratheten 4064 zum zweiten, 277 zum dritten und 25 mehr als zum dritten Male. Dagegen wagten unter den Frauen nur 2667 eine zweite, 177 eine dritte und 12 mehr als eine drittte Ehe. Durch die Statistik wird überhaupt die Volksmeinung bestätigt, daß die Frauen zwar in ihren jungen Jahren heirathslustiger als die Männer sind, daß aber später das Gegentheil eintritt. So heiratheten im Jahre 1899:

Männer	Frauen	im Alter von
8	3 022	unter 20 Jahren
17 075	21 848	20—25 Jahren
13 684	8 866	25—30 "
3 894	2 427	30—35 "
1 668	1 157	35—40 "
873	711	40—45 "
708	478	45—50 "
445	265	50—55 "
304	136	55—60 "
277	63	60—70 "
44	2	70 u. darüber.

Für die Redaction verantwortlich Karl Frank in Thorn

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Danzig, den 22. Oktober 1901.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländ. hochbunt und weiß 740—760 Gr. 162—168 Mk.
inländ. bunt 756—766 Gr. 157—166 Mk.
inländisch roth 724—783 Gr. 147—157 Mk. bez.
transito roth 761 Gr. 115 Mk.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr. Normalgewicht
transito grobkörnig 744 Gr. 97 Mk.

Gerste per Tonne von 1000 Kilog.
inländisch große 632—686 Gr. 119—133½ Mk.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr.
inländischer 129—138 Mk.

Kleesaat per 100 Kilogr.
roth 80—82 Mk.

Kleie per 50 Kilogr. Weizen- 3,80—4,02 Mk.
Roggen- 4,17½—4,22½ Mk.

205. Königl. Preuß. Klassenlotterie.

4. Klasse. 3. Ziehungstag, 22. Oktober 1901. Vormittag.

Nur die Gewinne über 232 Mk. sind in Parenthesen beigefügt. (Ohne Gewähr. A. St.-A. f. Z.)

50 183 253 (500) 69 96 324 438 93 514 **1**064 219 365 430 33 70 74 576 82 791 809 78 84 (500) 960 67 **2**056 102 207 304 494 762 824 **3**262 (500) 316 56 536 **4**093 134 72 245 81 309 423 84 659 66 72 742 839 980 [illegible]

542 991 **108**199 346 452 81 519 80 663 719 835 **109**130 567 620 707 45

110230 453 614 31 64 846 987 **111**174 263 (1000) 64 460 553 58 707 831 967 **112**135 77 201 44 61 71 334 39 727 31 994 **113**044 (3000) 134 66 (1000) 317 53 567 85 613 830 72 876 88 952 **114**121 (1000) 363 462 674 716 60 (3000) **115**115 23 303 519 49 971 **116**277 (500) 399 406 555 637 39 708 34 72 883 **117**055 132 59 422 30 605 865 89 969 **118**115 273 363 906 **119**222 35 60 379 409 512 30 88 89 630 754 818 30 922 [illegible]

[illegible] 74 864 **223**174 (1000) 342 48 464 74 **224**050 33 346 66 471 (500) 502 625 898 971

205. Königl. Preuß. Klassenlotterie.

4. Klasse. 3. Ziehungstag, 22. Oktober 1901. Nachmittag.

Nur die Gewinne über 232 Mk. sind in Parenthesen beigefügt. (Ohne Gewähr. A.-St.-A. f. Z.)

254 356 596 **1**088 (1000) 662 (500) 838 86 924 **2**248 92 337 423 78 511 52 814 95 **3**049 81 188 213 60 93 478 618 41 67 977 **4**030 85 285 350 464 588 800 42 [illegible]

[illegible] 948 50 **102**152 251 299 416 506 37 620 902 **103**035 373 527 726 99 836 45 989 **104**134 39 66 268 (500) 75 403 589 668 893 **105**002 62 108 (1000) 80 243 538 745 54 809 97 **106**094 136 495 652 700 43 855 82 **107**160 389 (1000) 457 75 625 859 **108**038 180 351 532 797 99 804 52 949 (3000) **109**121 46 464 88 646 726 854 926

110115 240 (1000) 857 **111**089 159 252 58 380 680 86 706 24 855 946 **112**180 (500) 393 612 738 903 **113**025 472 **114**149 501 696 (500) 813 45 65 975 (1000) **115**016 56 104 (500) 59 65 217 30 379 517 (500) 97 741 **116**041 58 75 216 (500) 43 57 346 48 58 420 30 70 508 13 (500) **117**062 123 42 204 39 464 78 526 76 78 711 914 52 86 93 **118**035 203 370 (1000) 98 402 579 98 642 884 937 60 79 **119**123 77 462 516 (3000) 834 60 84 946

120270 342 641 781 853 908 **121**034 132 74 617 [illegible]

[illegible] 37 (500) 48 49 723 58 800 **207**213 [illegible] **208**058 192 352 458 516 820 24 51 **209**387 (3000) 562 67 96 728 (500) 82 809 41 66

210166 351 84 405 28 690 734 (500) 49 65 949 90 (500) **211**098 117 57 374 424 507 709 (500) 47 952 **212**043 116 31 494 636 58 783 852 900 19 **213**019 71 161 72 92 355 75 728 30 861 70 **214**046 79 313 22 459 593 630 **215**218 30 66 427 525 664 746 832 55 57 **216**082 173 344 71 524 (500) 41 657 916 27 **217**139 68 201 390 442 807 966 **218**030 41 153 263 521 631 60 904 21 38 **219**062 120 311 61 545 95 854 929 55

220141 (3000) 316 (3000) 476 80 635 738 **221**017 217 417 (500) 49 733 61 (1000) 961 70 82 **222**007 219 88 94 445 614 18 60 **223**019 106 (500) 77 397 406 14 53 (500) 579 689 854 66 (500) **224**049 155 412 25 33 538

Im Gewinnrade verblieben: 1 Gew. à 500000 Mk., 2 à 200000 Mk, 2 à 150000 Mk., 2 à 100000 Mk. 2 à 75000 Mk, 1 à 50000 Mk, 9 à 30000 Mk. 15 à 15000 Mk, 33 à 10000 Mk, 65 à 5000 Mk, 1014 à 3000 Mk, 1356 à 1000 Mk, 2499 à 500 Mk.

Berichtigung: In der Nachmittagziehung vom 21. Oktober ist Nr. 121672 statt 121642 gezogen.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.